



Eine Flucht scheint unmöglich: Ihre Haftbedingungen im Camp Delta können die Häftlinge nur mit Gehorsam und Aussagen im Verhör verbessern. (Jean-Louis Atlan/Paris Match/Scoop)

Isolationshaft in der Karibik

Auf ihrem Stützpunkt in Guantánamo halten die USA 660 Männer gefangen. Für die Amerikaner sind es weder Kriegsgefangene noch Angeschuldigte, sondern «feindliche Kämpfer». Noch immer verhören Geheimdienste die Häftlinge, «um mehr über den Terrorismus zu erfahren», wie der Lagerkommandant sagt. Dank neuen Anreizen und Belohnungen hätten sich deren Aussagen verfünffacht. Weil die Kritik an Guantánamo aber nicht abnimmt, werden jetzt Journalisten zugelassen. *Von Thomas Isler*

Die Bucht von Guantánamo ist wohl der einzige Kriegsschauplatz der Welt, wo die Soldaten Altglas sammeln, auf fettarme Ernährung achten und nicht schneller als mit 40 Kilometern pro Stunde Auto fahren. Hoch über dem Meer sitzt General Geoffrey D. Miller in seinem klimatisierten Büro und betont, der Krieg, den man hier führe, sei der immer noch andauernde «weltweite Krieg gegen den Terrorismus». «GWOT», sagt er, so lautet die militärische Abkürzung für Global War on Terrorism. General Miller muss mit seinen Leuten «geheimdienstlich relevante Informationen sammeln, um den Krieg zu gewinnen». Und der Texaner mit der sonoren Werbespot-Stimme zweifelt nicht am Erfolg: «Glauben Sie mir, wir gewinnen hier jeden Tag ein Stück dieses Kriegs.» Er sehe schließlich die Berichte der Verhöre.

Der Zwei-Sterne-General befiehlt die «Joint Task Force GTMO», der die Bewachung und das Verhören der 660 «feindlichen Kämpfer» in Camp Delta obliegt. Die Häftlinge wurden in Afghanistan oder Pakistan gefangen, die meisten befinden sich seit bald zwei Jahren in amerikanischer Gewalt.

«Honor bound...», schreit der Soldat am Tor zu Camp Delta und lässt seine Hand an den Mützenrand schnellen. «...to defend freedom», grüsst Sergeant Tom Guminsky zurück. Der Soldat öffnet das Tor, und Guminsky fährt mit unserem Bus in die erste Schleuse des Camps. Rundherum ragen hohe Gitterzäune empor, umrankt von Stacheldraht mit Rasierklingen, und überall stehen Wachtürme und Scheinwerfer. Gleich neben der Schleuse steht eine Tafel mit dem Mot-

to des Stützpunktes, das hier stets zu hören ist, wo zwei US-Soldaten sich grüssen: «Honor bound to defend freedom» – der Ehre verpflichtet, die Freiheit zu verteidigen.

Fotografieren ist in Camp Delta verboten. «Und vergessen Sie nicht: Kein Wort zu den Häftlingen!», repetiert Sergeant Guminsky, einer von vier PR-Soldaten, die unsere Gruppe von fünf Journalisten in Guantánamo begleiten. Die Zellenblöcke stehen dicht, jeder ist separat eingezäunt. In den engen Gassen dazwischen tuckern Militärpolizisten auf kleinen Fahrzeugen, die aussehen wie die Elektromobile für Gehbehinderte auf den Flughäfen. Die Soldaten nennen die Wagen «Gators», eine Kurzform von Alligators. Mit den Gators wird das Essen verteilt und werden die Häftlinge zu den Verhör-Baracken gekarrt. «Honor bound to defend freedom» – Oberstleutnant Pamela Hart kann im Spruch am Eingang zu einem Gefängnis keine Spur von Ironie sehen. «Was meinen Sie?», fragt die höchste PR-Offizierin der Armee vor Ort. «Wir verteidigen doch hier die Freiheit gegen die Terroristen.»

PR für das neue Camp

Weil diese Erklärung die meisten Juristen nicht von der Rechtmässigkeit des US-Gefangenenlagers überzeugen konnte und weil die internationale Kritik am Lager nicht abklingen will, erlaubt das Pentagon inzwischen Journalisten den Zutritt zum Lager. Es soll gezeigt werden, wie sehr die Haftbedingungen sich gebessert haben, seit im April die letzte Abteilung des neuen Camp Delta bezogen wurde. Zu Beginn der Operation hatte die Armee noch

Bilder von knienden, vermummten Häftlingen aus Camp X-Ray veröffentlicht, was für eher schlechte Presse sorgte. Diese Drahtkäfige stehen inzwischen leer und sind mit tropischen Pflanzen überwuchert. Laut Pamela Hart bleibt Camp X-Ray aber bestehen, «für eine nächste Operation».

Das neue Camp Delta wurde gebaut von der Firma Brown & Root Services, einem Ableger des Halliburton-Konzerns, den einst der US-Vizepräsident Dick Cheney geleitet hatte. Das Lager besteht aus vier Abteilungen mit unterschiedlichen Haftbedingungen. General Miller liebt dieses System, weil es einer sehr amerikanischen Idee entspricht: Individuelle Leistung wird belohnt, jeder kann sich nach oben arbeiten. Die beiden untersten Stufen im ausgeklügelten Anreizsystem bilden Camp 2 und 3: Hier herrscht höchste Sicherheit und totale Isolation. Die Zellen sind 2,44 Meter lang und 2,13 Meter breit, die Wände bestehen aus massivem, engmaschigem Gitter. Im Gang brennt stets Licht. Die Zellentüren verfügen über zwei kleine Klappen: Vor jeder Zellenöffnung werden dem Häftling Hand- und Fussfesseln angelegt. Auch im Freigang – dreimal wöchentlich eine halbe Stunde – bleiben die Gefangenen alleine.

Das Camp 1, die nächsthöhere Stufe, sieht baulich exakt gleich aus wie die Camps 2 und 3. Die Insassen erhalten hier mehr Bücher aus der Bibliothek, sie dürfen zu zweit in den Freigang. Und zum Dessert serviert ihnen der Militärkoch am Freitag manchmal Datteln oder das süsse Blätterteiggebäck Baklava – eingeflogen aus den USA. Bei unserem Besuch ist in Camp 1 nur ein



US-General Geoffrey D. Miller. (AP)

einzigem Häftling zu sehen: Eine gefesselte, orange Gestalt, die hinter einem grünem Sichtschutz abgeführt wird. Aus einem Zellenblock ruft eine junge Stimme: «Who's they?» – Sergeant Guminsky legt beschwörend seinen Finger auf die Lippen.

Mickey-Mouse-Häftlinge

Den Aufstieg in der Lagerhierarchie schafft, wer nie spuckt, nie schimpft, wer nie prügelt und stets den Anweisungen folgt. Die besten Chancen, irgendwann unter die 120 Häftlinge in Camp 4 zu gelangen, hat jedoch, wer bei den Verhören auspackt. Falls er etwas auszupacken hat. Die «Los Angeles Times» hat vor einiger Zeit einen anonymen Offizier zitiert, der sagt, es gebe in Guantánamo neben gefährlichen Burschen auch viele Gefangene, die im Jargon «Mickey-Mouse-Häftlinge» genannt würden. Bauern etwa, die von den Taliban zum Kämpfen gezwungen worden seien, oder verwirrte

Möchtegern-Islamisten aus dem Ausland, die von korrupten pakistanischen Polizisten den Amerikanern als al-Kaida-Kaderleute verkauft worden seien. General Miller widerspricht: «Alle Häftlinge hier haben entweder für die Taliban oder al-Kaida gearbeitet oder haben sie zumindest unterstützt.»

Kurz nach dem Mittagessen kommen wir in Camp 4 an. Die Häftlinge haben Reis, Bohnen und das Curry-Ei vor ihrem Zellenblock an einer Art überdachtem Picknicktisch eingenommen. Hier leben zehn Männer zusammen in einer Zelle. Sie erhalten statt der Schaumstoffmatte einen richtigen Gebetsteppich. Zwischen den Zellen liegt ein Sportplatz mit dem Fussball, den sich die Männer gewünscht haben. Camp 4 ist der einzige Ort, wo die Gefangenen weisse Kleider tragen. «Das ist eine Art kulturelle Belohnung für sie», sagt Sergeant Guminsky.

Als sie uns erblicken, stehen die Gefangenen auf. Sie bewegen sich im gleissenden Mittagslicht wie in Zeitlupe zum Zaun hin. Es hat alte und einige sehr junge Männer darunter, alle sind dunkelhaarig, alle tragen einen Bart, und in ihren blütenweissen Kleidern sehen sie aus, als ob sie auf Pilgerfahrt gingen. Sie hängen ihre Finger in den Maschendraht des Zauns und starren uns regungslos an. «Wir nennen es das 1000-Meilen-Starren», raunt Sergeant Guminsky. Das sei ein Ausdruck aus dem Vietnamkrieg für den leeren Blick jener Leute, die zu lange im Dschungel gewesen sind. Er selber, so Guminsky, starre aber nicht zurück. Dies sei seine Art, den Männern seinen Respekt zu zeigen. Nach einer Weile schleichen die Gefangenen zu ihrem



Camp Delta ist von mehreren Wachtürmen umgeben. (Jean-Louis Atlan)



In der oberen Bildmitte ist Camp Delta zu erkennen, rechts davon liegt das Soldatenlager. (Jean-Louis Atlan)



Im heute aufgehobenen Camp X-Ray wird am 6. Februar 2002 ein Häftling abgeführt. (Marc Serota/Reuters)



Pfeil nach Mekka: Das Innere einer Einzelzelle im neuen Camp Delta. (Stephen Lewald/U.S. Army)

Tisch zurück. Einer ruft: «Are you journalists?», ein anderer winkt.

Es lohnt sich für keinen von ihnen, die Tage zu zählen. Der amerikanische Verteidigungsminister Donald Rumsfeld hat jüngst gesagt, die meisten Gefangenen würden festgehalten, bis der Krieg gegen den Terrorismus vorbei sei. Das könne Jahre oder Jahrzehnte dauern. Während dieser Zeit müsse man sie «von der Strasse halten». Es sei möglich, so Rumsfeld, dass gegen Einzelne ein Prozess eröffnet werde. Er sähe es aber lieber, wenn die meisten unbefristet inhaftiert blieben.

Einer der Männer hat sich bei einem Selbstmordversuch schwere Gehirnverletzungen zugezogen. Er liegt noch immer im Spital hinter Camp 4, bewacht von mehreren Militärpolizisten. Der Patient könne jetzt wieder sprechen, und in Therapien übe er das Gehen, sagt Navy-Arzt John Stephen Edmondson. Er ist stolz auf sein kleines Spital. Eine Zahnarztpraxis gibt es hier, ein psychiatrisches Zentrum, einen Operationssaal und einen Physiotherapeuten für all die Gefangenen mit Prothesen. Während am Anfang viele Kriegsverletzungen kuriert worden seien, führe man heute vor allem Leistenbruch- und Blinddarmoperationen

durch oder behandle Blessuren von Fussballspielen. «Im März haben wir zwei Kardiologen vom texanischen Luftwaffenstützpunkt Lackland eingeflogen, um bei einem Gefangenen eine lebensrettende Herzoperation durchzuführen», erzählt Edmondson.

Wenn nächstens der muslimische Fastenmonat Ramadan beginnt, ist die Küchenmannschaft von Guantánamo vorbereitet. Ein frühes Frühstück und ein spätes Nachtessen sollen angeboten werden, überdies Fertigmahlzeiten der Armee, welche die Häftlinge nachts essen können. Jedermann in Guantánamo gibt sich äusserst beflissen, im Umgang mit Gefangenen ja keine kulturellen Regeln zu verletzen. Der Küchenchef bemüht sich um orientalischen Geschmack («allgemein mehr Curry»), und die Waschbecken in den Zellen hängen tiefer, um das rituelle Waschen vor dem Gebet zu erleichtern.

Flucht ist ausgeschlossen

In Guantánamo arbeiten etwa 80 militärische und zivile Übersetzer im Schichtbetrieb. Das ist nötig, weil die Häftlinge aus 42 Nationen stammen und 17 verschiedene Sprachen sprechen. «Es gibt zwar keine Mikrofone im Lager», sagt Super Intendant An-

thony Mendez, «aber die Übersetzer hören die Konversationen zwischen den Zellen mit.» Eine Flucht aus dem «sichersten Gefängnis der USA» sei unmöglich. Sollte einer wider Erwarten den Zaun überwinden können, so steht er mitten in einer feindlichen Militärbasis. Im Süden liegt ein Meer voller Haie, im Norden die mit Minenfeldern befestigte Grenze zu Kuba (siehe Kasten).

Drei Wochen lang wurde der 20-jährige Specialist High - seinen Vornamen nennt er nicht - für seine Bewachungsaufgabe in Guantánamo ausgebildet. Der Jusstudent und Militärpolizist der US-Reserve sagt, das Training sei hart gewesen. «Unsere Auszubildner haben sich als Häftlinge äusserst renitent verhalten, die Gefangenen hier sind diszipliniert.» Abends sangen die Häftlinge gemeinsam fremde Melodien, eine Art religiöse Musik. Das töne irgendwie unwirklich, sagt High, der wie alle hier vor Dienstantritt seinen Namen auf der Tarnjacke mit Klebeband abdeckt. «Desinfizieren», nennen es die Soldaten. Die Häftlinge rufen ihre Bewacher deshalb bloss «MP», Militärpolizist. Aber bei Sergeant Duckett vermeiden viele sogar dies: Die 26-jährige Aufseherin sagt, es gebe Häftlinge, die sie

nicht anschauen und nicht mit ihr sprechen wollten, weil sie eine Frau sei. Sie zuckt die Schultern: «Ihr Pech. Wenn ich die Ranghöchste der Schicht bin, haben sie gar keine andere Wahl.»

Mitleid? Das kennt der 51-jährige Sergeant Pernell nicht. «Ich konzentriere mich auf unseren Auftrag, also auf eine perfekte und menschliche Abwicklung der Haft. Alles andere blendet mich aus.» Er spreche nur das Nötigste mit den Häftlingen. Wenn aber einer Fotos von Frau oder Kindern zeige, dann höre er zu, aus Respekt. Pernells junger Kollege High hingegen sagt, er spüre ab und zu durchaus Mitleid mit den Gefangenen: «Ein paar der Typen waren ja vielleicht wirklich bloss zur falschen Zeit am falschen Ort.»

Spione im Lager?

Eine häufige Rotation der Bewacher soll zu viel Nähe mit den Gefangenen verhindern. Trotzdem ist diese Woche ein Übersetzer der Armee mit syrischen Wurzeln unter anderem wegen «Spionage» und «Hilfe für den Feind» festgenommen worden. Nur ein paar Tage zuvor war die Verhaftung des muslimischen Feldpredigers von Guantánamo unter dem gleichen Verdacht bekannt geworden. Bei unserem Besuch in Camp Delta von voriger Woche hatte es noch geheissen, der Imam sei leider gerade im Urlaub.

Briefe an die Gefangenen werden zensiert, Nachrichten erhalten sie keine. Vom Krieg im Irak haben die Häftlinge erst im Mai erfahren. General Miller hat ihnen die Nachricht über die Lautsprecher im Lager mitgeteilt, sie hätten indes kaum darauf reagiert. «Ich fand es einfach richtig», erklärt der General, «ihnen erstens kurz mitzuteilen: Es gab einen Krieg gegen den Irak. Und zweitens: Amerika hat gewonnen.»

Im Krieg gegen den Terrorismus ist das Anreizsystem in Guantánamo die neue Wunderwaffe. «Allein im August haben wir in den Verhören fünfmal mehr Informationen erhalten als noch im Februar», Miller macht eine feierliche Pause: «Auch zugunsten Ihrer Nation.» Die Verhöre finden in den grauen Baracken in Camp Delta statt, «24 Stunden, 7 Tage». Aus den Baracken treten immer wieder Zivilisten mit Sonnenbrillen und ohne Namensschild, die nicht aussehen wie IKRK-Delegierte. Laut Miller haben alle US-Dienste Zugriff auf die Häftlinge. Aus-

serdem seien bisher «Geheimdienstler aus 50 Ländern» für Verhöre hierher geflogen. Die Vorwürfe verbotener Verhörmethoden weist der General zurück. «Die Verhöre erfolgen nach dem Standard der US-Armee. Und glauben Sie mir: Wir sind sehr, sehr gut.»

Kaum 100 Meter von Millers Büro streicht eine Gruppe Filipinos ein Verwaltungsgebäude mit gelber Farbe an. Sie renovieren das Haus, in dem die Militärtribunale abgehalten werden sollen, falls das Pentagon sie anordnet. Entschieden ist noch nichts. «Militärs planen eben immer für alle möglichen Fälle», sagt Miller. Gerüchte, wonach auch der Bau von Todezellen vorbereitet werde, weist der General aber scharf zurück.

Nebst Filipinos sind es vor allem Jamaicaner und Inder, die als Arbeiter von amerikanischen Unternehmen auf dem Stützpunkt Strassen flicken, Rabatten anlegen und Häuser bauen, die Guantánamo aussehen lassen wie die Kulissen-Stadt im Film «The Truman Show». Zwischen den Häusern leben Landkrabben und unzählige Leguane, die sich füttern lassen wie Hunde. Derzeit bauen die Arbeiter das Lager der Soldaten fertig, wo es nach trostloser Langeweile riecht. Trotz klimatisierter Kantine mit Cheeseburger und Blaubeeren-Saft, trotz Klub am Strand und Internet-Café, trotz Golfplatz (neun Löcher), Krafraum und Kugel-Grill aus dem Navy-Kaufhaus - für die meisten Soldaten ist der Einsatz in Guantánamo, wie einer sagt, «pure Isolation».

Salutieren und Beten

Um 17 Uhr verkündet eine Trompete auf dem Stützpunkt das Ende des Arbeitstags. Jeder Soldat und jede Soldatin wendet sich in Richtung jenes Ortes, wo jetzt die Flagge feierlich eingeholt wird, und salutiert mit durchgestrecktem Rücken, bis die Fanfare verstummt. Später, es ist schon dunkel, ertönt über die Lautsprecher des Lagers der Ruf des Muezzins. Im Camp Delta, so nimmt man an, richten jetzt die Häftlinge mit Hilfe des kleinen Pfeils in jeder Zelle ihre Gebetsteppiche nach Mekka aus und beginnen zu beten.

Bis Mitte September haben 21 Häftlinge 32 Suizidversuche unternommen. Sie probierten, sich mit Kleidern zu erhängen oder mit scharfen Gegenständen ihre Pulsadern aufzuschneiden. Keiner der Versuche ist gelungen.

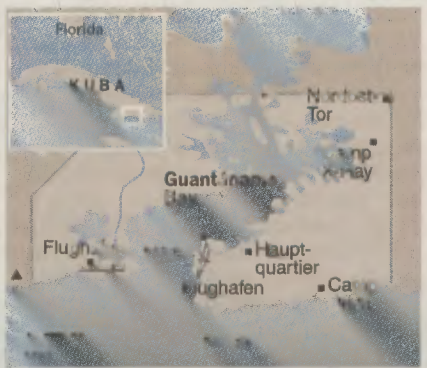
Eine Zone mit Sonderrecht, für 4085 Dollar jährlich von Kuba gepachtet

Guantánamo Bay ist der älteste US-Stützpunkt im Ausland und der einzige in einem kommunistischen Land. Vor 100 Jahren haben die Amerikaner im Süden Kubas 117 Quadratkilometer Land und Wasser gepachtet (für Marineeinrichtungen und zur Kohleverladung). Die USA hatten zuvor die Kubaner im Unabhängigkeitskrieg gegen die Spanier unterstützt. 1934 wurde der Vertrag um eine folgenreichere Klausel erweitert: Das Pachtverhältnis kann seither nur in gegenseitigem Einverständnis aufgelöst werden.

Fidel Castro, der seit 1959 in Kuba an der Macht ist, hat nur ein einziges Mal den Pachtzins der Amerikaner akzeptiert. Seither verweigert er jedes Jahr die Annahme des US-Checks über 4085 Dollar. Die 28 Kilometer lange Grenze um die Basis sicherte er mit Minenfeldern und dicht gepflanzten Kakteen. Für Castro ist die US-Basis ein «Dorn im Fleische Kubas». Nach einem Streit um Fischereirechte kappte Kuba 1964 die Wasser- und Stromzufuhr zum Stützpunkt. Die Ameri-

kaner bauten darauf Entsalzungsanlagen und ein Kraftwerk und wiesen die meisten kubanischen Arbeiter aus. Heute arbeiten nur noch sieben betagte Kubaner auf der Navy-Basis. Die USA brauchen die Bucht längst nicht mehr zum Verladen von Kohle, sondern nutzen sie als Zone mit militärischem Sonderrecht.

Trotz der feindseligen Beziehung zwischen den USA und Kuba trifft Les McCoy,



Kommandant der US Navy in Guantánamo Bay, einmal pro Monat den Befehlshaber der kubanischen Grenzbrigade zum Gespräch. «Die Atmosphäre ist jeweils sehr entspannt», sagt McCoy. «Wir unterhalten uns über das Wetter, über Baseball und über die Familien.» Ausserdem informiere man sich gegenseitig über Schiffsverkehr oder anstehende Manöver. Auch der Umgang mit Flüchtlingen sei abgesprochen: «Wir werden jeden illegal anwesenden Kubaner sofort zurückschicken; die Kubaner haben uns versprochen, mit allfälligen Ausbrechern aus Camp Delta genau gleich zu verfahren», sagt McCoy.

Über das Leben auf dem US-Stützpunkt sind die Kubaner bestens informiert. «Von ihren Wachtürmen aus können sie mindestens 80 Prozent unserer Basis überblicken», sagt Navy-Kommandant Les McCoy. Sein Vorgänger habe einmal Gelegenheit gehabt, einen kubanischen Wachturm zu besteigen. «Er sagte mir nachher, er werde nie mehr in Boxershorts zur Haustür gehen.» (tis.)